

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zur
„Idsteiner Zeitung“.
 Verlag von Georg Grabpierre, Idstein.

Heimat.

Geschichte aus der Kriegszeit von
 W. Herb.

„Mal, als noch kein Krieg war, zog ein Gesell, dem der Schall aus den Augen blühte und der Scherz auf den losen Lippen lag, gern und oft durch das preussische Land. Denn es ist schön, und die Meinung, die man von den Sünden des deutschen Landes der Masuren und Preussen, ist grundverkehrt. Der wäre wahrhaftig, der Werner Hogewald abfällig Wort über seine Heimat hätte.“

„Das das wissen, denn er war ein Landschafter, und die Reize der Natur und der Menschen richtigen Blick und maßgeschmack.“

„Dort prächtige, endlose Wälder und wogende Getreidfelder, die Städtchen und weltferne Dörfer dazwischen eingebettet, und die darin wohnten, hatten ein solches Gepräge durch den Krieg treu bewahrt. Ein Streifen preussische Land verlohnte

„Werner Hogewald brachte Schätze von gemalten kleinen Bildchen, die er verkaufte, zuweilen auch nicht. Er war nicht und recht davon, und meinte kein Geld. Wenn er aber zusammen hatte, dann blieb's ihm zum feinen Besitz. Ein fideles, ein solches Kerlchen war er, mit dem feinen und künstlerischem Vorkommen seinen feinen Schnurbärtchen umgeben, ein Kerlchen zum Verweilen, nicht nur bei allen Frauen, sondern auch bei allen Männern. So ganz unecht hatte er mit seinen ironischen Bemerkungen nicht.“

wohl hundertmal lachend gesagt, besonders wenn ihm gerade keiner seine Bilder abkaufen wollte oder eine unverständige Jury ihn zurückwies. „Bekanntes Genies sind wir Künstler ja alle und malen Kilsch, bis man uns „entdeckt“. Dann reißt man sich um unsere Bilder und gibt ihnen in den Salons den Ehrenplatz. Na, so etwas

Eines Tages — es war im Mai des Jahres 1914 — wandelte unser Freund wieder in die blühende Natur hinein. Welches Zeichens er war, das sah man ihm schon von weitem an. Außer dem Ranzen trug er sein Malgerät und einen riesigen Schirm gegen Sonne, Wind und Wetter. Früh mit dem Tag war er auf, sang mit



Der Victoria-Platz in Hull in England, der Schauplatz wiederholter Zeppelinangriffe.

„kann mir ja auch noch passieren, vielleicht wenn ich tot bin. Hier, meine Damen und Herren, sehen Sie einen echten Hogewald!“ Und der Museumsdiener lästet sein Müßchen, und das liebe Publikum sperrt vor Erstaunen und Hochachtung den Mund auf.“

„So ganz unecht hatte er mit seinen ironischen Bemerkungen nicht.“

den Vögelchen und Finken um die Wette, schickte jedem schönen Kind einen übermütigen Gruß aus den braunen Augen und von den scherzenden Lippen und rastete, wo's ihm lust gefiel.

„So zog er auf staubiger Landstraße in ein blankes Städtchen ein, das verträumt dalag zwischen See und Waldestrand, und was er dort sah, das behagte ihm. Hier

gab es noch wunderbarlich verschönderte Sie-
bel, leise rauschende Brunnen und alte,
ernste Türme. Aus den Fenstern der nied-
rigen Häuser schaute ihn die alte, deutsche
Gemütlichkeit an. Hier konnte man noch
keine schrillen Dampfspeisen, keine lämp-
fenden Maschinen, keine geschäftliche Hast
und Unruhe, keine Wirtschaftslämpfe und
andere neuzeitliche Errungenschaften.

„Sei,“ dachte Berner Hogewald, „hier
ist gut sein.“ Und er nahm beim Löwen-
wirt Quartier, der ihm ein einfaches,
sauberes Stübchen bot, ohne modern
Einrichtung, aber gerade so wie un-
ser junger Freund sich das wünschte. Auch
das Gasthaus zum Löwen schlief noch den
Dornröschenschlaf der guten alten Zeit,
war noch nicht „neu renoviert“, noch ohne
Fahrstuhl, ohne Grammophon, und die
Rechnung, die dem Gast dort dargereicht
wurde, verursachte keinen Schreck — höch-
stens einen freudigen.

Der weißhaarige Löwenwirt, in roten
Plüschpantoffeln und bequemen Haus-
rod, zog sein Käppi und gab dem Herrn
Maler mit biederer Höflichkeit Auskunft
über alles, was er wissen wollte.

Berner aber war beinahe in Verleg-
heit, welche mittelalterliche Herrlichkeit er
zuerst auf die Leinwand zaubern sollte.
Die Fülle der Motive erdrückte ihn.

Schließlich entschied er sich für ein
uralters Häuschen, schier anzuschauen wie
ein steinaltes Mütterchen, ein wahres
Brachstüd von Bauartigkeit und Stilver-
schobenheit. Eine grüne Wildnis um-
wucherte es, in welcher unzählige Vögel
ihre Nester hatten, und riesenhafte Eichen
und Linden umgaben es wie stille Wäch-
ter. Am Baum im Wirtsgarten des Lö-
wen, von wo aus man den schönsten Blick
auf den verschwiegenen Winkel hatte,
stellte Berner flugs sein Gerät zurecht,
nahm Pinsel und Palette und mischte die
Farben.

„Ei, das sollte ein Bildchen werden!“

Und wie er zu malen begann, da schlug
plötzlich das verschlafene, stille Häuschen
eins seiner Augen auf — oder, ins Pro-
faische übersetzt: ein Fensterflügel klappte
und aus grünem Rahmen schaute ein lieb-
liches, reines, unschuldiges Mädchenange-
sicht. Berner stieß einen leisen Laut des
Entzückens und der Ueberraschung aus,
eine Unvorsichtigkeit, die zur Folge hatte,
daß der schöne Mädchentopf, sobald er
des kühnen Eindringlings gewahr gewor-
den war, sich jäh erdrönd zurückzog. Das
Fenster schloß sich, und das alte Haus lag
wieder märchenstill und ohne Leben.

Berner Hogewald hatte den Pinsel
weggelegt und war aufgestanden. Aber so
sehr er suchte, die Wundererscheinung kam
nicht wieder. Nach einer Weile schritt er
durch die gewundenen Wege des Gartens
zum Löwenwirt.

„Wer wohnt in dem alten Hause dort,
Herr Wirt?“ fragte er.

„Eine Witwe, Herr, mit ihrer Tochter
— schon seit Jahren wohnen sie dort.“

„Und wie heißen sie?“

„Frau Einhart, Herr, mit ihrer Tochter
Annelise. Redliche Leute sind's, aber
recht arm. Seitdem der alte Einhart ge-
storben ist, der ein gelehrter Mann gewe-
sen ist und sogar Bücher geschrieben hat,

geht's ihnen nicht zum besten. Da das
Haus gerad' leer stand und niemand hin-
einziehen wollte, hab' ich ihnen verstatet,
daß sie drin wohnen um ein Billiges.“ —

„Also ist das Haus Ihr Eigentum,
Herr Wirt?“

„Hab's übernehmen müssen, Herr, ja.
Wollt' es schon immer abreißen lassen,
weil es nicht mehr viel taugt und weil zu
besürchten, daß es eines Tags von selber
zusammenfällt. Vor Jahren hat's einer
Familie gehört, die nach Amerika ausge-
wandert ist — wohl an die fünfzehn bis
zwanzig Jahr mag's her sein. Wie man
hört, soll die Familie — Böhne schreibt
sie sich — drüben reich geworden sein und
viel Geld verdient haben. Wenn's den
Herrn interessiert.“ —

Nein, Berner Hogewald nahm kaum
noch Notiz von den letzten Worten des
redseligen Wirtes. Er dachte nur an den
dunklen Kopf, der blühschnell und uner-
wartet vor seinen schönheitsdürstigen Ma-
leraugen aufgetaucht und ebenso schnell wi-
der verschwunden war.

Der junge Mann besann sich nicht



Pfingstgebet 1916.

Drause, Geist! O stürme, Geist,
In das, was deutsch auf Erden heißt!

Entfache groß die Wunderglut
Und glüh' sie in den deutschen Mut,

Daß er erkämpf' mit heil'ger Macht
Des Rechts Triumph in letzter Schlacht,

Des deutschen Sieges Pfingstenschein:
Wie herrlich wird dies Strahlen sein!

O Geist des Herrn, dann heil'ge uns
In Gliedern deines ew'gen Bundes!

Das deutsche Volk, heilig-erhebt
Sei Gottes Pfingstvolk in der Welt!

Reinhold Braun.



lange. Blödigkeit und Schüchternheit zähl-
ten nicht zu seinen Fehlern, dagegen eine
lede Lat war stets nach seinem Geschma.

Die schönste und ungezwungenste An-
trittsphysiognomie ergab sich ja von selber!

Daher strich er sich den hellen Sommer-
anzug glatt, fuhr sich mit der Bürste über
Haar und Schnurrbartchen und klopfte un-
verfroren bei der Witwe Einhart an.

„Mehr als hinausgeworfen werden
kann man ja nicht,“ lachte er lustig.

Eine sehr würdige Matrone öffnete ihm
und schaute ihn befremdet an. Sorgenfal-
ten lagen um ihren Mund, ihre Augen
blickten ernst und traurig. Berner Hoge-
wald verbeugte sich sehr artig.

„Ich bin der Maler Berner Hoge-
wald,“ begann er, „der alles abkonterfeit,
was etwas grau und sehenswert ist. Ich
wohne beim Löwenwirt und komme zu
Ihnen mit einer großen Bitte.“ —

Die Witwe öffnete die Tür zu einem
einfachen kleinen Raum, der mit gut er-
haltenem Hausgerät ganz wohnlich ein-

gerichtet war. Und, o Freude!
les Mädchen, die Besitzerin des
hübschen Köpfchens, erhob sich
Arbeit am Fenster, wo sie gesaß.
Als sie Berner erkannte, leuchtete
Rot in ihren Wangen auf.

„Meine Tochter Anneliese. Wo
Begehr, mein Herr?“

Der Maler setzte sich und
erklären, was er wolle. Zudem
Worte ebensojehr an das reizende
Geschöpf richtete als an die alte
versicherte er, daß er ein Freund
ehrer von Altzeitmännern aller Art
bagabondierend im Land umher
der Suche nach solchen Schätzen
mit flinker Hand zu verewigen.
ihm dies Häuschen in den Weg zu
und habe ihm so ausnehmend
daß er der Lust nicht habe widerste-
nen, es abzumalen. Er bitte um
Erlaubnis zu seinem Vorhaben.

Mutter und Tochter hörten ver-
zu.

„Unser Haus?“ fragte Anneliese
selbst. Es war der erste Klang,
ihrem Munde kam, und die lieblich-
me dünkte dem Maler süßer als
sang der Vögel draußen und harm-
als alle Melodien der Welt.

„Jawohl, mein Fräulein,“
fröhlich, „in solchen alten Hän-
steckt's! Nicht in langweiligen
schwende ich an die — sondern
die Eulen nisten und die Geister
gehen und wo bei jedem Donner-
ganze Fachwerk schier aus den
hen will — darin steckt die Bo-
Kunst, da verlohnt es sich, den
zusehen.“

„O,“ meinte das Mädchen,
haben wir hier allerdings. Re-
findet es aber garnicht poetisch.
Winter der Wind durch alle
und Regen und Schnee dur-
dringt, dann meldet sich ihr
Rheumatismus. Und wenn
schrien im Rond, dann gratul-
und wage mich kaum hinaus zu
ten.“

„Wir werden dem Herrn seinen
gern erfüllen,“ sagte die Mutter.
Könnten wir es ihm denn verbie-
war sehr höflich von Ihnen, bei
auftragen.“

„Und ich danke schön für die
würdige Erlaubnis,“ beeilte sich
zu erwidern. „Auch bin ich dem
dankbar, daß es mir die Bekann-
Ihnen vermittelt hat.“

Ein paar Minuten blieb er
gnügel schwachend. Als er beim
die kühle Hand des Mädchens
nigen hielt, fühlte er, wie zerk-
zerarbeitet die zarten Finger
in den feurigen Abschiedsblick,
ihre Augen sandte, mischte sich
Dofis Mitleid. Das arme
schöpf — in dieser ärmlichen

Fleiß und Beständigkeit
eigentlich sonst weniger zu den
Tugenden Berner Hogewalds.
seine Art, eine angefangene
zu lassen, wenn sie ihm nicht
oberflächlich zu vollenden; er

Verbrechen gehalten, einem hübschen Mädchen Schönes zu sagen und ihr Süßigkeiten zuzulüfteln, aber ernst gemeint hatte er es nie. Mit Anneliese dagegen konnte er kein Spiel treiben. Um die echte Liebe ist es ein feierlich-ernstes Ding.

Sollte er gehen? Sollte er bleiben?

Und wie sah es im Innern des Mädchens aus? War sie ihm hold?

Hätte er, hinter der Gardine versteckt, dem Gespräch lauschen können, das die beiden Frauen miteinander führten!

(Schluß folgt.)



Ein Pfingstlied.

Stimme von Fr. A. Keller.



Die Sonne schien warm und ein frischer Wind wehte. Er trug die Düfte des blühenden Flieder über das Land und den herben Geruch der Saatzfelder.

Im Pfarrhause standen alle Fenster weit auf, Licht und Luft einzulassen, damit der Kranke, der milde und alt im Lehnstuhl saß, sich an ihnen erfrische und stärke.

Von seinem Platz aus konnte man die Dorfstraße hinuntersehen und den Weg verfolgen, den alle nehmen mußten, die von der Bahnstation kamen. Der alte Herr hatte scharfe Augen, die ihn jeden erkennen ließen, der an der Mühle vorüber war und das erste Haus des Dorfes erreichte. Er hörte die Rüge pfeifen, ankommen und abgehen — er achtete auf die Menschen, die sie brachten, — der eine, auf den er wartete, war nicht unter ihnen. Schon vor einer Woche hatte er an seinen Sohn geschrieben, daß er käme, für ihn den Pfingstgottesdienst zu halten. Und Berndt antwortete: „Mit tausend Freunden!“ — Aber nun ließ der junge Herr etwas sehr lange auf sich warten.

Pfarrer Liebert hob unwillig den Kopf. Man war bereits am Donnerstag und die Küsterfrau hatte schon seit zwei Tagen die Kirche gefegt, die Fenster gewaschen und den Altar festlich hergerichtet. Auf der Kanzel lag die rote Sammeldecke — alles war bereit — alles wartete. —

Die Tür ging auf vor der Pfarrerin.

„Ist Berndt gekommen?“

Der alte Herr schüttelte den Kopf.

„Nun — vielleicht hat er die Predigt schon ausgearbeitet, er weiß ja, worum es sich handelt!“ tröstete sie.

„Berndt war immer leichtsinnig,“ warf der Vater ein. Die Mutter schüttelte den Kopf. Sie kannte ihren Jungen besser! Der hatte ein fröhlich Herz und er lebte mit lachendem Munde, aber stark war er trotzdem im Gemüt, stark und treu. Und darum durfte man ihm glauben.

Sie setzte sich zu dem Kranken und nahm seine Hand. Ein Strom gültiger, beredter Worte brach aus ihrem Herzen — sie bat und schmeichelte, sie tröstete und erinnerte an tausend kleine, liebe Züge, die dem Kinde einst eigen waren und die der Mann nicht verleugnen würde. Aber der Alte, der ein hartes Leben voll ernster Pflichtenfüllung hinter sich hatte, wehrte ab.

„Nicht einen Gottesmann hätten wir ihn werden lassen sollen, Regine, er paßt nicht in die enge Stille einer Pfarre. Er gehört in die Welt!“

„Vielleicht weiß Berndt dir darauf eine Antwort. Frage ihn!“ —

Endlich, am Freitag nachmittag, sah der Pfarrer vom Fenster aus eine hohe, schlanke Gestalt zum Dorf hereinkommen; er kannte so gut den beweglichen Gang und die leichte Art, sich zu tragen. Unter Tausenden hätte er ihn herausgefunden. Sein Antlitz hellte sich auf.

Nicht lange, so klopfte es an seine Tür, neckisch und lustig — doch noch ehe er antworten konnte, ging die Tür auf und mit dem Sohn zugleich flutete eine Bahn hellen Sonnenlichtes in das Zimmer.

„Da bin ich!“

Der Vater hob abwehrend die Hand und machte eine strenge Miene.

„Hast du denn vergessen, daß ich krank bin, daß du mich vertreten sollst?“

Berndt legte beide Arme um die schmalen Schultern des Greises. „Du bist böse auf mich, Vater. Warum? Bin ich nicht zur rechten Zeit gekommen? Hat deine Gemeinde Angst, sie solle ohne Pfingstpredigt durch die Feiertage laufen?“

Nun rügte der Vater und gab seiner Mißbilligung vollen Ausdruck. Mit Verwunderung hörte der Sohn auf die mahnenden Worte. Kopfschüttelnd hörte er zu, die lachenden, braunen Augen groß und ruhig dem Vater zugewandt. Er ließ ihn reden. Schließlich lächelte er ein wenig. Dieses Lächeln machte sein junges Antlitz noch heller, noch jubelnder.

„Du kennst mich doch!“ sagte er. —

Er war da und von Stunde an herrschte im Hause Leben. Selbst dem Alten war es, als schiene die Sonne wärmer, als wehe die Luft milder, als vertieften sich alle Farben und glänzten stärker. —

Frau Liebert ging mit dem Sohn hinauf in die Giebelstube, die schon seit Tagen auf ihn wartete.

„Berndt, hast du dich denn schon vorbereitet?“

„Nein!“

Der Kleinen, freundlichen Frau sanken nun doch die Arme nieder. Mit einem langen, fragenden Blick sah sie dem Sohn in die Augen. Berndt hatte garnicht die Absicht, sich bis auf den Grund der Seele schauen zu lassen. Er umfaßte die Mutter und zog sie tanzend durch das Zimmer.

„Freut Ihr euch denn garnicht, daß ich nun da bin? Ihr seht in mir immer nur den Kandidaten, niemals den jungen Mann mit dem fröhlichen Herzen!“

Sie lachte nun auch. „Dir soll man zürnen?“

„Zürnen? Warum wollt Ihr mir zürnen? Weil ich noch nicht mit dem Namustript zur Predigt in der Tasche angekommen bin? Ach, Mutter, der liebe Gott hat es immer gut mit mir gemeint; er gab mir stets zur rechten Stunde das rechte Wort. Darum dien' ich ihm mit Fröhlichkeit und nicht mit Mühen.“

Er küßte sie rechts und links auf die Wange und tanzte mit langen Schritten weiter durch das Zimmer. Die Fenster standen weit auf, die Büsche und Bäume blühten und zaghaft, wie in Scheu vor

der Sonne, die noch am Himmel stand, hub eine Nachtigall an zu schlagen.

Berndt lauschte einen Augenblick hinaus, seine Augen leuchteten auf. Er überlegte.

„Wir wollen essen, Mutter, und dann laßt mich laufen, der Heimat guten Tag zu sagen!“

Berndt ging durch den stillen Frühlingsabend. Am Himmel stand noch ein rosiger Schein; von den Feldern kam der kühle Hauch der kommenden Nacht. In allen Gärten sang die Nachtigall ihr Lied am lautesten in den Büschen der Pfarre und jenseits des Baches, wo der Flieder am üppigsten blühte, und der Rotdorn bereits in Knospen stand. Machte man sich einen kleinen Umweg über die Kleefelder, so kam man an die Rückseite dieses Gartens, den ein niedriges Staket abschloß.

Die kleine Pforte stand zwar auf und der Weg zeigte frische Fußspuren, so als sei jemand vom Felde gekommen und den Gartenweg hinuntergegangen — „an den Buchsbaumeinfassungen entlang und vielleicht bis zu der Laube,“ dachte Berndt.

Mit einem langen Satz schwang er sich über den Zaun und folgte dem Abdruck der kleinen Füße im Sand. Er wußte gut Bescheid im Doktorgarten, er erinnerte sich sogar, daß die Kastanienbäume vor der Rampe so dicke Kronen bildeten, daß man nichts sehen konnte als ihre schönen, gesperrten Blätter. Jetzt standen Bergglockenmeinnicht und Stiefmütterchen auf den Beeten, aber nicht lange, dann zog der süß-herbe Duft blühender Reseden um diese Laube und Lisabet pflückte morgens ein Büschel, das sie den ganzen Tag über nicht von sich ließ.

Jetzt galt ihre Liebe dem scharlachblühenden Incarnatlee, der den Vienen so willkommen war. Sie hatte eine Schürze voll davon gepflückt und ordnete die Stiele zu einem großen, runden Strauß, der, ohne viel Sorgfalt zusammengewunden, am nächsten Morgen den Frühstücks-tisch schmücken sollte. Mit Ernst und Bedachtigkeit war sie bei der Arbeit.

„Lisabet!“

Sie hob den blonden Kopf und sah mit ihren ruhigen, klaren Augen voll unendlichen Staunens auf Berndts hohe Gestalt, die sich ein wenig bücken mußte, um in die Laube zu treten.

„Ja, wie denn? du bist da?“

Beinahe streng blickte sie ihn an.

„Wenn auch du mich schelten willst, so mach es schnell ab; du weißt, ich bin kein Freund von Sauertöpfigkeit. Vater schalt, Mutter mahnte und du — na, Lisabet, in den Willkommenskrantz flücht du lieber keine Blume. Sag mir ehrlich kameradschaftlich guten Abend, biete mir einen Platz neben dir an und dann sei lieb.“

„Papa ist nicht zu Hause,“ sagte sie zögernd.

„Zu deinem Papa kam ich auch nicht. Das müßte übrigens kurios wirken, man will zum eisgrauen Dr. Stein und steigt über den Zaun. Wer über den Zaun steigt, geht gewöhnlich Privatinteressen nach.“

„Eisgrau ist Papa nicht, er ist gerade vorige Woche fünfzig geworden.“

„Gott schenke ihm noch einmal fünfzig

und segne ihn. Aber ich war lange weg über die Jahreszahl deines Vaters und rede bereits von Privatinteressen.“

Unsicher sah sie ihn von der Seite an. Das Dämmerlicht machte ihn schöner als er in der Tat war. Seine lebhaften, dunklen Augen blickten, seine hohe, kluge Stirn, um die sich das dicke, schwarze Haar

er ihre Gestalt mit beiden Händen küßte zum erstenmal seine Jugend.

„Ich habe immer an dich gedacht; seit Neujahr, seitdem du Lied in der Kirche sangst, kam dein Bild nicht mehr aus dem Sinn. Sage, schilfst auch du, daß ich dich freust du dich?“



Ein seltener Bekehrtesen.

legte, leuchtete und seine frohe Stimme belebte die Stille. Zögernd überließ sie ihm ihre Hand.

„Ich habe nicht gewußt, daß du kommst, Berndt!“

Er fühlte plötzlich den Strom des Glücks, der sie durchramm. Ohne zu überlegen, aus dem warmen Impuls heraus, der ihn hierher getrieben hatte, umschloß

„Ich freue mich! Pah auf, tag singe ich wieder — meine wird jubeln. Du bist doch gekommen zu sprechen, — o Berndt, du beide unser Bestes tun, um die Frieden zu stellen.“

„Verblüffen wollen wir einfach verblüffen!“
Und er küßte sie wieder.

Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

Gratisbeilage zur „Idsteiner Zeitung“.

1916.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Gesetz vom 19. Juni 1901) —

Weide für Schweine.

Dr. E. Rörner, Barfinghausen.
(Mit einer Abbildung.)
Am 22. Januar 1916 in Hannover
Generalversammlung des „Ver-
bändes der hannoverschen ver-
einigten Schweinezüchter“ wurde u. a. darauf
aufmerksam gemacht, daß die Zahl der Zuchtschweine
deutlich zurückgegangen sei und daß

denen der noch
Zuchtfaulen Ver-
rezeptionen der
Ferkel vorkäme.
darüber geklagt,
Verzehrung seitens
Teil eine mangel-
hafte Ursache dieser
mangelhaften Zustände
anzuführen, daß
vielfach nicht
Kräftfutter er-
halten werden.
des Weltkrieges
die Ernährung
eine andere
geworden,
den Tieren ist
erheblich höher
haben ja jetzt
Zeit hinter

Frühjahr ist, wenn auch etwas
weniger; in Feld und Flur deckt
sich unsere Tiere. Wir müssen
darauf sehen, die Zuchtschweine
möglichst ins Freie zu bringen.
Die Zucht (Hauptzucht) hat seine großen Vorzüge.
Die Zucht der Schweine ist hierbei eine
sehr billige und stellt sich erheblich billiger
dar. Die Tiere werden dabei
gesund und widerstandsfähig. Der
Gesundheitszustand derselben macht sich
deutlich bemerkbar, daß die Sauen gut
fortkommen und ihre Jungen
leicht zur Welt bringen. Bei einem ausgedehnten Weide-
wesen die oben erwähnten Klagen

andere Art des Weideganges ist
nicht möglich, von der in diesem Jahre
einmal Gebrauch gemacht werden
sollte. Die gute Auflage meines im Ver-
einigen Schweinezüchterverbandes
erschienenen „Schweinezüchtung“
(12 Textabbildungen) habe ich den
Schweinezüchtern ausführlich besprochen.
Aufmerksamkeit des Verfassers.

sollte. Sind doch die staatlichen Forsten laut
einer Verfügung des Herrn Landwirtschafts-
ministers vom vorigen Jahre für den Eintrieb
von Schweinen freigegeben worden. Die
Erfahrungen, die man hier in der Provinz
Hannover im vergangenen Jahre mit der
Walzweide der Schweine gemacht hat, sind
sehr ermutigend. Hier in Barfinghausen, wo
wir den bewaldeten Höhenzug des Deister vor
der Tür haben, scheiterte der Plan allerdings

braucht man zum Treiben noch verschiedene
Hilfskräfte, auch dehne man die Zeitdauer und
die Marsche nicht zu sehr aus, damit die
Schweine nicht ermüden; sie müssen sich auch
erst an das Ausgetriebenwerden gewöhnen.
Auch unterlasse man das Weiden im Anfange
an kalten, regnerischen und stürmischen Tagen.
Ausgetrieben können alle Schweine werden
von der achten bis zehnten Lebenswoche an,
auch die angehenden Mastschweine. Hoch-

tragende Sauen und die
Ferkelsauen bleiben jedoch
zu Hause. Mit dem Aus-
trieb kann man jederzeit
von Mitte April an beginnen.
In der ersten Zeit tritt
infolge des ungewohnten
Herumlaufens eine Abnahme
des Körpergewichtes ein, dem
jedoch bald eine Zunahme
folgt. Die Menge des täglich
zu reichenden Zufutters
hängt von der Beschaffenheit
der Waldweide ab. Wald
und Wald ist in dieser
Beziehung ein großer
Unterschied. Am
magersten ist die Kost
in reinen Nadelholz-
wäldern, am besten in
gemischten Beständen



Veredeltes Mastschwein. (Eber.)

mit vielen vielen Jarnkräutern, deren Wurzeln
die Schweine mit Vorliebe verzehren. Eichen
und Buchedern sind geschätzte Lederbissen. Die
Schweine fressen im Walde alles Genießbare,
was ihnen vor den Nüssel kommt, so: Gras,
Kräuter, Schwämme, Pilze, aber auch Insekten,
ihre Larven und Puppen (Engerlinge z. B.),
Würmer, Mäuse, Erde, selbst Ras vereschmähen
sie nicht. Sie nutzen jedoch auch dem Walde
durch das Vertilgen vieler schädlicher Insekten,
wie z. B. der Puppen der Forleule, eines
Schmetterlings, dessen Raupe, wenn sie in
Unmenge vorkommen, großen Schaden anrichten.
Je nach der Ergiebigkeit der Weide wird man
die Hälfte oder noch mehr an Futter ersparen;
ja im Herbst, wenn reichlich Eichen und
Buchedern vorhanden sind, brauchen die
Schweine überhaupt kein Zufutter. Von
lehterem gibt man am besten die eine Hälfte
und zwar dickbreitig oder trocken des Abends,
wenn die Schweine nach Haus kommen, und
die andere morgens vor dem Austrieb, damit
die Tiere nicht zu hungrig hinauskommen.
Es muß ferner dafür gesorgt werden, daß die
Schweine, wenn sie abends zurückkehren, ein

daran, daß kein Hirte zu finden war. Einer
wollte das Amt zwar übernehmen; als seine
Frau jedoch hörte, daß ihr Mann Schweinehirte
werden sollte, hat sie so lange auf ihn einge-
redet, bis er wieder zurücktrat. In einem
anderen Falle wollte die Frau gern, daß ihr
Mann Hirte werden möchte, doch war dieser
nicht dazu zu bewegen. Ohne einen tüchtigen
Hirten und ohne einen guten Hund hat das
Eintreiben der Schweine seine Schwierigkeit.
In verschiedenen Nachbargemeinden ist jedoch
ein Hirte unschwer zu beschaffen gewesen.
Schweinehirte sein ist ein Ehrenamt, dem große
Werte anvertraut sind. Wie die Erfahrung
gelehrt hat, kann ein Hirte mit einem Hunde
eine Herde von 100 Schweinen gut zusammen-
halten. Empfehlenswert ist es, wenn dem
Hirten ein Blasinstrument zum Locken der
Schweine eingehändig wird. Sie hören bald
auf die Töne und folgen ihnen. Bei dem
Eintreiben der Schweine in den Wald sind
folgende Punkte zu beachten. Man treibe
nicht gleich alle Schweine auf einmal hinaus,
sondern beginne mit einigen älteren und nehme
nach und nach mehr. In den ersten Tagen

warmes, trockenes Lager finden. Das Tränken der Tiere darf nicht veräußert werden. Am besten ist es, wenn die Schweine auf dem Wege zur Weide und von derselben oder im Walde ihren Durst aus natürlichen Wasserläufen stillen können. Wenn dies nicht der Fall ist, dann muß man ihnen auf dem Hofe oder in der Ställe Gelegenheit bieten, reines Wasser aufzunehmen zu können. Kommen die Schweine erkrankt nach Hause, dann darf man sie natürlich nicht gleich tränken.

Auf einen wichtigen Umstand möchte ich hier noch aufmerksam machen. Man beobachtet nämlich, daß sich solche Schweine, die längere Zeit geweidet worden sind, viel leichter und besser mästen als solche, die keine Weide besucht haben. Es hängt dies damit zusammen, daß der Magen und die Därme durch das beim Weiden aufgenommene Futter geweitet und dadurch befähigt werden, größere Mengen von Futter aufzunehmen und zu verarbeiten.

Zum Waldweidebetrieb einer Ortschaft eignet sich am besten die genossenschaftliche Grundlage. Diejenigen, die ihre Schweine weiden lassen, schließen sich zu einer Genossenschaft, einer Weidegenossenschaft, zusammen. Die Kosten für den Hirten usw. werden gemeinschaftlich aufgebracht und nach der Zahl der Weideschweine verrechnet. Sie betragen in hiesiger Gegend für das Stück im Monat 80 Pf. bis zu 1,50 Mk., im Durchschnitt eine Mark. Die Hirten bekommen $3\frac{1}{2}$ bis 4 Mk. täglich.

Für den Eintrieb in den Wald eignen sich alle Schweineschläge, nur nicht die ganz feinen, am besten die verschiedenen Typen der weit verbreiteten Landschläge, wie z. B. das in beistehender Figur abgebildete veredelte Marschschwein.

Kleinere Mitteilungen.

Pferde können sich leicht im Futter verfangen. In dies der Fall, so bricht ihnen der Schweiß aus, sie stampfen ängstlich und zeigen immer Reizung, sich hinzuwenden. Das gelaute Futter hat sich alsdann in Stopfen zusammengesetzt und transportiert nicht willig in der Speiseröhre und dem weiteren Innenanal. Durch allzu gieriges Fressen wird dies begünstigt. Jedoch ist die Beschaffenheit des Futters Hauptursache des Uebelstandes. Nach einer längeren Arbeit ist der ersten Futterportion die größte Vorsicht zu schenken. Man gebe vorerst nicht viel und veranlasse durch gehöriges Ausbreiten des Futters, daß das Tier sein Maul nicht übermäßig voll nehmen und zu rasch viel schlucken kann. Bei Reitieren, die durch das Reiten etwas aufgeregt heimkehren, wartet man am besten ein Weilchen. Dann hat sich die Aufregung etwas gelegt vor der Futteraufnahme. Recht kritisch ist nun vor allem andern Futter Grünklee des zweiten Jahreszeit recht rasch aufgewachsen, also auch sehr weich ist. Wird derselbe nun noch in der Mittagszeit bei Sonnenbrand heimgeholt, so fällt er so leicht well und warm zusammen. Davon trübt ein Tier sich alsdann sehr leicht einen Stopfen, so daß man genötigt ist, mit der Hand das gelaute Futter in der Speiseröhre durch Streichen zu verteilen. Solcher Klee sollte darum stets morgens im Tau heimgeholt werden. Durch Frische und Bollständigkeit wird dem Verfangen vorgebeugt. Der erste Kleeaufwuchs ist bedeutend härter, so daß er den Zähnen genügend zu tun gibt und sich nicht beim Kauen in Knoten zusammensetzt. Dasselbe ist auch bei den ersten Grasaufwuchs der Fall, wogegen die Fütterung von Grummet wiederum die größte Vorsicht erheischt. Mancher Fuhrmann will auch aus diesem Grunde durchaus kein Grummet an seine Pferde verfüttern. W. A.

Die Ursachen des Kalbedebers sind hauptsächlich in starker Fütterung mit sehr nahrhaften Futterstoffen, sowie in zu warmer Haltung bei vollständig eingestellter Bewegung der Tiere zu suchen. Wie erwiesen ist, kommt die Krankheit nie bei Tieren vor, welche knapp im Futter gehalten werden und in gut gelüfteten, ja sogar in kühlen Ställen leben, ebenso bei Weidevieh und

bei Kühen, welche bis kurz vor dem Kalben arbeiten müssen. Eine Behandlung der Tiere ist nur dann erfolgreich, wenn sie rechtzeitig eingeleitet wird. Sobald erst die Lähmung auf den Darmkanal übergegangen ist, kann von einer Wirkung irgend einer Arznei keine Rede mehr sein. Die erfolgreichste Behandlung steht in der Anwendung von feuchtwarmen Eingüllungen, sowie in der Verabreichung von ausleerenden Mitteln, denen man später belebende und anregende Mittel folgen läßt. Die Hauptsache ist und bleibt die Vorbeugung. Man gebe den Tieren 4 bis 6 Wochen vor dem Kalben weniger, leicht verdauliches und nicht blähendes Futter, gestatte ihnen, falls sie keinen Weidegang haben, mäßige Bewegung und halte den Stall luftig. Vollsaftigen Tieren gibt man auch gelinde Abführmittel.

Schaffel Fleisch durch Kaninchenzucht? Wenn in Deutschland nicht ein völlig unbegründetes Vorurteil gegen das Kaninchenfleisch herrschte, so würden wir auch sehr während der Kriegszeit mit der Fleischversorgung unseres Vaterlandes besser daran sein. Das Kaninchenfleisch ist richtig zubereitet sehr wohlschmeckend, wie es denn in Frankreich und Belgien in den feinsten Hotels auf der Speisekarte zu finden ist und keineswegs bloß von der weniger bemittelten Bevölkerung verzehrt wird. So muß es auch bei uns werden, und zwar müssen wir schon jetzt, so lange der Krieg noch im Gange ist, damit beginnen, damit im nächsten Winter die Fleischnot nicht noch größer wird als gegenwärtig. Mag der Krieg dann beendet sein oder nicht, auf alle Fälle werden auch nach dem Frieden die hohen Fleischpreise noch eine Zeitlang andauern; daher werden diejenigen Familien am besten daran sein, die durch Aufzucht einer Anzahl Kaninchen sich billiges Fleisch schaffen; denn diese ist sehr billig zu beschaffen. Ich meine in erster Linie nicht die Züchtung der Kaninchen, die immerhin mehr Kenntnisse, mehr Raum und etwas kostspieligere Einrichtungen verlangt als die bloße Aufzucht und Mastung einiger im Alter von sechs bis acht Wochen gekauften jungen Kaninchen, obwohl auch jene nicht sehr kostspielig ist. Zur Aufzucht und Mastung von zwei bis drei Kaninchen genügt schon eine Kiste von 40 bis 50 cm Tiefe, 60 bis 80 cm Länge und 50 cm Höhe, von denen man mehrere nebeneinander und übereinander stellen kann, natürlich mit entsprechender Einrichtung. Das beansprucht wenig Raum, und die Einrichtung kann durch Verwertung der Kartoffelschalen und Haushaltsabfälle geschehen, fast ohne daß außer dem Ankauf der jungen Kaninchen Kosten erwachsen; denn es ist erwiesen, daß junge Kaninchen mittelschwerer Rassen allein mit diesen Futtermitteln auf ein Gewicht von vier bis fünf Pfund gebracht werden können. Auf diese Weise kann eine Familie für den Winter jede Woche sich einen solchen Braten beschaffen, der ihr fast nichts kostet. Das ist zugleich die beste Verwertung der Haushaltsabfälle; denn jedermann wird zugeben, daß es besser ist, diese an Ort und Stelle, wo sie erzeugt werden, zu verwerten, als erst die hohen Kosten der Abfuhr durch die Gemeinden aufzuwenden, um sie dann etwa zur Schweinemastung auf dem Lande, oder zum Vieh, sondern auch in der Stadt sollten zur Fleischbeschaffung Kaninchen in Menge gehalten werden. Dr. Bl.

Ein schlechtes Geheimnis der Eier, den diese leicht annehmen, wenn die Hühner zu viel Gewürm oder Insekten, z. B. Mistkäfer oder Fleischmagen, namentlich Kadavermehl fressen, verhärtet man dadurch, daß den Tieren recht viel Grünfutter gegeben wird, wenn sie solches nicht in genügender Menge sich suchen können. Namentlich wenn sie wie jetzt wenig Körner erhalten, nützt man es ihnen, klein geschnitten, unter Kartoffeln und Kleie oder anderes Weichfutter, das man ihnen reicht. Sehr gute Dienste zur Verbesserung des Eiergehalmes leistet auch gutes Gras- oder Kleeheu, sein unter das Weichfutter geschnitten, selbst neben dem Grünfutter, wie auch die Vegetativität dadurch ungemein gefördert wird.

Wie ist den Hühnern das Grünfutter zu verabreichen? Daß die Hühner viel Grünfutter erhalten müssen, um gesund zu bleiben und fleißig zu legen, ist allgemein bekannt. Während des Krieges aber ist dies noch weit notwendiger als sonst, da anderes Futter, namentlich das Körnerfutter, knapp ist und das Grünfutter zugleich einen Teil desselben ersetzen muß, vor allem auch bei der Aufzucht. Nun ist es aber nicht gleichgültig, wie ihnen dasselbe verabreicht wird. Am besten

ist es natürlich, wenn die Tiere es suchen können; aber nicht alle können ihren Hühnern so viel Futter abgeben, daß sie genug erhalten. Wo dies nicht der Fall ist, werfe man ihnen dasselbe nicht in Pflanzenschnitten; denn dann wird viel davon gegert und verdorben, so daß es schadet, wenn sie es dennoch fressen. Man ballen sich die langen Halme, namentlich das sonst ein vortreffliches Futter, zusammen, verstopfen den Eingang der Röhre und werden die Ursache von Stauungen oder bilden im Magen feste Klumpen, den Weg für andere Nahrungsmittel zu verstopfen soll, namentlich für die Grünfutter mit einem Messer, oder schneiden ob. dgl. fein geschnitten, das Weichfutter gemengt werden, oder es zu Bündeln zusammen und in Scharräume auf, oder man tut es, die man sich leicht aus einem Stroh flecht von 25 bis 50 cm Maschenweite Größe der Hühner zusammenbiegen, die härteren Stengel zurück, die man fern. Die Raupe muß an schattigen Orten damit es nicht zu schnell well werden, ebenfalls Erkrankungen verursacht. Nur in dieser Weise wird das Grünfutter gute Wirkung erweisen.

Ausbau von Sonnenblumen als Futter. Die Sonnenblume oder Sonnenblume ihrer gelben, leuchtenden Blüten wegen wird im Garten eine beliebte Pflanze, gleich aber eine sehr nützliche. Sie liefert nicht geringe Menge wohlschmeckendes, selbstmäßig angebaut wird, namentlich von dem wir in Friedenszeiten viel davon bezogen, um das Öl auszuspressen und die Rüchstände, die Zeit enthalten und außerdem gutes Futter für manche Viehgattungen, so auch als Mastfutter für Schweine. Des Krieges fehlt uns der Sonnenblumen aus Rußland; daher sollten wir möglichst anbauen, wie der Krieg pflanzliche und tierische Fette zu beschaffen. Besser noch als in den Gärten wachsen die Sonnenblumen einzeln oder Gemüsegärten eingepflanzt, und jeder Geflügelzüchter, der einen müßigen Garten hat, anpflanzen, da sie wertvolles Geflügelfutter, besonders im Frühjahr, abgeben. Sie sind im Mai kommen fast auf jedem Boden, Sandboden fort, wenn sie gut sind. Man pflanzt sie im Mai und Juni, Samenkörner miteinander 4 bis 5 lockerten Boden steck und nach dem Pflanzen den Boden bedeckt. Seitentriebe werden bis auf drei oder gebrochen. Sie reifen im September, sobald der Same schwarz geworden ist, die Köpfe ab und trocknet sie durch der Sonne, im Backofen oder über dem Feuer, die Samen ab, die sie zum Auspflanzen vorzuverarbeiten sie nur wenig davon erhalten. Für verschiedene Zwecke, auch für die Fütterung, sind ebenfalls Lederbissen und nützlich vor der Reife gegen sie geschnitten durch Einhüllen der Samenkörner dergleichen geschehen kann.

Spargel ohne Futter zu erziehen. In diesem Jahre steht uns der Spargel wegen eine besonders große Menge Verfügung, und er ist uns für den Kriegszeit in mancher Hinsicht besonders geteilt auch doppelt willkommen, so manche Hausfrau klagen, daß Butter nicht zu bereiten sei. Spargel, und möchte ich folgenden Rezept sehr empfehlen: Der Spargel bekannt geschnitten, gewaschen und in Wasser gekocht. Dann setzt man so viel Wasser, wie man Soße haben will, Feuer und rührt einen bis zwei Stunden lang in kaltem Wasser gut gerührtes Wasser, läßt die Soße unter beständigem Kochen und läßt sie mit einem Deckel den Spargel darin kochen. Soße kommt der Soße beizugeben.

Eleen... holländischen Soße an...
... alle... gleich.
... viel...
... Wo dies...
... selbst...
... wird...
... daß es...
... noch...
... e. namentlich...
... Futter...
... Nun zerstampf man die...
... vermisch sie nach Geschmack mit...
... ausgebratenen Speck hinzu...
... etwas Pfeffer, Salz und Zuder...
... man es liebt, kocht man dieses...
... oder mehr suppenartig. G. W.
... Die gewaschenen Früchte bringt...
... weiteren Zusatz in einen Messing...
... werden. Bei ganz gelindem...
... Waserherd besitzt, ist immer am...
... ist man sie unter diesem Um...
... oder "zermusen", beständig...
... das Ganze nicht etwa zu heiß...
... sänftiger Brei entstanden ist...
... in einen Beutel von...
... und läßt den Saft ruhig ab...
... selbst nichts mehr durchläßt...
... Drehen bzw. Ausdrücken des...
... man noch vorher auf 5 kg...
... vorher abgekochtes und ab...
... dem Inhalt des letzteren zuzügt...
... und nun auspreßt. Doch stellt...
... würde ein anderes Gefäß unter...
... der nun durch das Nachhelfen...
... nicht ganz klar sein wird. Die...
... flüssigkeit wird völlig klar...
... man dem Saft den geklärten...
... Wasserzuzug), nämlich auf...
... g Zuder. Der Zuder wird...
... warm, aber nicht heiß, hinzu...
... man zur Sterilisation gleich...
... übergehen. Dieser so ge...
... macht also nur einmal sterilisiert...
... dem andern, durch Pressen ein...
... dagegen genau so verfahren...
... geschrieben ist. Der auf diese Weise...
... läßt an Geschmack und Farbe...
... übrig. Wer das Auspressen...
... Ueberrest mit andern Früchten...
... zu vereinfachen, hat die Firma...
... erfunden, welcher von...
... schon im Gebrauch praktisch...
... A. M. Friedmann.
... **Silpmisch.** Abgerahmte Milch...
... werden auf und läßt sie dann...
... einem Wein Tuch belegten Sieb...
... läßt man die Milch durch ein...
... deckt mit Zuder und gestoener...
... läßt so viel süße Milch hinzu...
... eine sahnartige Beschaffenheit...
... die Erdbeeren werden entsteilt...
... Zucker vermischt dazu ge...
... G. W.

in der Ruffel eingebrannt. Die Reparatur des
mit Zinnamalgame belegten Spiegels ist gefährlich,
da mit Quecksilber gearbeitet werden muß;
das Liebig'sche Verfahren mit Silbernitratlösung
kann nur vom Fachmann ausgeführt werden.
Wir raten also von Selbstreparatur ab. Vdt.
Frage Nr. 175. Kann man 40prozentiges
Kalidüngesalz neben Stallmist zum Düngen des
Kartoffelackers nehmen? Wann und wie düngt
man am besten? D. R. in W.
Antwort: Das 40prozentige Kalisalz ist für
den erträglichen Kartoffelanbau, wenn im Boden
Kalibedürfnis vorhanden ist, notwendig. Man
gibt dasselbe, ungefähr 1 Zentner pro Morgen
(1/4 ha) am wirksamsten bereits im Laufe des
Winters. Doch können Verhältnisse vorhanden
sein: starker Hang des Ackers oder Über-
schwemmungsgefahr, dann bleibt nichts übrig
als das Kali längere Zeit vor der Kartoffel-
bepflanzung erst zu streuen und unterzupflügen, und
zwar mit dem Stallmist oder Guano. — Vor-
bedingung, daß das Kali gut wirkt, ist ein aus-
reichender Kalkgehalt des Bodens. K. F.
Frage Nr. 176. Ich habe vor vier Wochen
ein Ferkel von einem Händler gekauft. Jetzt werde
ich gewahrt, daß das Ferkel ein Jagen. Unterlämpe
ist, es war zur Täuschung hinten nur eingeritzt.
Kann ich den Händler zum Umtausch zwingen;
ist das Tier noch zu operieren? E. E. in Fr.
Antwort: Sie können den Händler nur
dann haftbar machen, wenn Sie ihm zu beweisen
vermögen, daß er Ihnen ein Eberferkel an Stelle
eines Barges vorzüglich verkauft, d. h. also gewußt
hat, daß das Ferkel nicht kastriert ist. Das dürfte
aber sehr schwer sein, höchstwahrscheinlich hat
der Händler das Tier selbst als Barge gekauft und
es Ihnen als solchen im guten Glauben abgegeben.
Sie können das Ferkel auch jetzt noch ohne Schaden
für seine Gesundheit kastrieren lassen. B.
Frage Nr. 177. Einigen meiner jungen
Tauben ist der Kropf blasenartig aufgeschwollen,
und sie ringen anscheinend nach Luft. Da mir
im vorigen Jahre viele junge Tauben unter ähn-
lichen Erscheinungen eingegangen sind, so frage
ich um Rat, was dagegen zu tun ist. A. C. in M.
Antwort: Ihre Tauben leiden anschein-
lich an dem sogenannten weichen Kropf oder
Luftkropf, dessen Ursachen meist in der Aufnahme
ungeeigneter, besonders leicht in Zersetzung oder
Gärung übergehender Nahrungsmittel zu suchen
ist. Der Kropf ist dann aufgebläht und enthält
Luft sowie andere überflüssige Stoffe. Die Tiere
haben wenig Appetit, erbrechen sauer riechende
Massen, leiden an Atemnot, magern ab und
gehen schließlich ein, wenn man ihnen nicht hilft.
Die Hilfe besteht darin, daß man zunächst versucht,
den Kropf durch den Schnabel zu entleeren, in-
dem man die Taube mit dem Kopfe nach unten
hält und den Kropf vorsichtig streicht, drückt und
knetet. Darauf gibt man der Taube eine ein-
prozentige Alaunlösung in Wasser ein und setzt
sie in einen Käfig, in welchem man sie zwei bis
drei Tage hungern läßt, ihr aber Trinkwasser mit
einigen Tropfen Salzsäure gibt. Alsdann reicht
man wenig leicht verdauliches Futter in geringer
Menge, wie aufgeweidetes und darauf kräftig
ausgedrücktes, altbackenes Weißbrot, bis das Abel
völlig beseitigt ist, was gewöhnlich nach vier bis
sechs Tagen der Fall sein wird. Dr. Bl.
Frage Nr. 178. Mein selbst hergestellter
Käse hält sich nicht lange, zerläuft außen, während
er innen noch hart ist. Wodurch können diese
Mängel beseitigt werden? A. S. in T.
Antwort: Daß der von Ihnen hergestellte
Käse nicht geraten ist, liegt an der Herstellungs-
weise. Der Käse zerläuft, bevor er reif ist, wenn
der Käsestoff zu reich abgeläut ist, zu schwach
gegalzen ist und zu warm und feucht gelagert hat.
Verkäsen Sie die Sauermilch bei ca. 30° C,
pressen dann den Käsestoff genügend aus und lassen
den gewonnenen Käse nochmals zerleinern und
dabei mit den Händen breig rühren, daß er sehr
fein zerrührt ist. Nun salzen Sie den Käse nach
Geschmack und formen ihn entweder mit der
Hand oder geben den Quark wieder in die Käse-
rinne und pressen ihn zu Quadratkäsen. Ist der
Quark genügend gepreßt, wird der Käse auf Strohh
zum Trocknen gelegt. Ist der Käse genügend
trocken, so wird er in Pappen gewickelt und in
Steintöpfe gelegt. Der Käse darf nicht zu warm
und nicht zu feucht stehen. Schimmeln tut der
Käse fast immer, das ist weiter nicht schädlich.
Der Schimmel ist mit einer Bürste trocken abzu-

bürsten, und werden die Käse dann wieder in Töpfe
verpackt. Daß der von Ihnen hergestellte Käse
zerläuft, ist, kam jedenfalls durch das öftere
Abwaschen. Nur hart abgelaßten Käse darf man
waschen, dieser zerläuft nicht. M. D.
Frage Nr. 179. Im Frühjahr zeigten sich
im Mehle eine Menge Mehlwürmer, die sich nun
über den ganzen Boden verbreitet haben. Wie
kann ich die Tiere vertreiben? P. in B.
Antwort: Das Mehl muß durch ein feines
Sieb getrieben werden, damit die Larven des
Mehlkäfers und der von ihnen stammende Kot
möglichst daraus entfernt wird. Die Larven,
also die sog. Mehlwürmer, sind ein ausgezeichnetes
Futter für alle insektenfressenden Vögel, ganz
besonders auch für die Hühner. Aus dem Boden
sind die Larven und Käfer durch häufiger wieder-
holtes kehren zu entfernen, besser noch ist, wenn
die Hühner sie gleich an Ort und Stelle auf-
lesen können. Vdt.
Frage Nr. 180. Meine Hühner, schwarze
Rheinländer, laufen auf das 50 bis 60 m ent-
fernte Feld, wodurch ich in Streit mit den Be-
sitzern komme. Ich möchte ein 60 qm großes
Stück Land einfriedigen; ist das für 15 Rhein-
länder groß genug, daß sie fleißig legen; oder ist
es besser, daß ich eine schwere Rasse halte, welche
ist vorzuziehen, gestreifte Plymouth-Rocks, Wyand-
ottes, Orpington oder Rhodeländer? Ch. B. in S.
Antwort: 60 qm Laufraum sind allerdings
für 15 Hühner einer leichteren Rasse, wie Rhein-
länder, sehr knapp; eine schwerere Rasse läßt
sich besser auf so beschränktem Raume halten.
Die von Ihnen genannten schweren Rassen sind
in ihren Eigenschaften, besonders im Eierertrage,
ziemlich gleich; es kommt daher weniger darauf
an, welche von diesen Rassen Sie wählen, viel-
mehr daß die zu beschaffenden Hühner von einem
Stamme sind, der auf Legefähigkeit und nicht bloß
auf äußere Eigenschaften gezüchtet ist. Unter dieser
Voraussetzung können Sie jede derselben wählen,
nehmen Sie ohne Bedenken Plymouth-Rocks,
sie sind eine sehr gute Rasse und werden in den
ersten beiden Jahren im Eierertrage hinter einer
leichteren Rasse nicht viel oder vielleicht gar nicht
zurückstehen. Selbst für eine schwere Rasse ist
übrigens der Auslauf knapp; Sie müssen deshalb
für viel Bewegung sorgen und dürfen nicht zu
viel Körnerfutter geben, damit die Tiere nicht
träge und fett werden, dafür aber desto mehr
Grünes aller Art. Eine Rasse, die sich nicht weiter
als 50 m vom Hause entfernt und doch fleißig
legt, gibt es nicht. Dr. Bl.
Frage Nr. 181. Meine Ziegen leiden seit
einiger Zeit an Appetitmangel, irgend eine Krank-
heit kann ich nicht feststellen. Schon im Vorjahre
habe ich zwei Ziegen an Abmagerung verloren,
die Tiere ließen im Fressen nach und siechten hin,
im Frühjahr war die Appetitlosigkeit besonders
auffallend. Die Tiere erhalten im Sommer
Grünfutter, sonst gutes Wiesenheu von Wiesen,
die mit Kali und Phosphorsäure gedüngt werden,
Kartoffeln und Kleie. Ich hatte früher tabellose
Ziegen und kann mir nicht erklären, daß sie jetzt
nicht gedeihen wollen. Frau W. in M.
Antwort: Wenn Sie früher, als die Wiesen
vielleicht nur mit Kompost und nicht mit Kainit
und Thomasmehl gedüngt wurden, gute Ziegen
aufgezogen haben, so könnte die Appetitlosigkeit
darauf zurückzuführen sein, daß den Ziegen jetzt
das Heu nicht zuzug. Letzteres kommt nicht nur
bei Ziegen, sondern sogar bei Pferden vor. Sie
mühten es dann einmal mit Heu versuchen, das
von ungedüngten Wiesen gewonnen worden ist.
Sonnst kann die mangelnde Fresslust aber auch
Ursache in einer Fehrkrantheit haben, selbst Tuberku-
lose kommt bei Ziegen vor (bei Schlachtungen
in Schlachthäusern waren alljährlich durchschnittlich
etwa 1% tuberkulös). Das beste Mittel, um Appetit-
losigkeit bei Ziegen bald zu beseitigen, ist Malzlein-
melasse, anfangs zu jeder Mahlzeit eine Hand-
voll. Sollte diese jetzt dort nicht zu beschaffen
sein, so geben Sie täglich etwas Kümmelkörner
und gestoene Wacholderbeeren aufs Futter,
ferner einen Tag um den andern einen gestrichenen
Eßlöffel voll phosphorhaltigen Futtermehls. Diese
Mittel können natürlich nur dann anschlagen,
wenn es sich um eine Verdauungsstörung oder
Verlangsamung des Stoffwechsels als Ursache
der mangelnden Fresslust handelt. Sollten Ihnen
die Ziegen wiederum eingehen, so lassen Sie
die Tiere öffnen; bei der Sektion läßt sich in den
meisten Fällen Tuberkulose feststellen oder auf
die Todesursache schließen. B.

Augenblick des Schweigens folgte, den auf den raschen Herzschlag, Sichhalten. Dann sagte sie: „Du schon deine Predigt fertig?“ „Ließ sie los und erhob sich die Dritte, die mich danach, ich habe sie nicht!“ Rechte fuhr mit einer ungeduldrung durch die Luft: „Als ob sprechen, was man im Herzen ernstlich wäre!“ „Nimmst alles so leicht, Berndt —“ „Nicht auf. Eine kleine Falte des hat auf seine Stirn.“

Klee weilt schnell — als Lisabet in die Laube zurückkehrte, um den Strauß aufzunehmen, hingen die Blütenköpfchen matt und aus den grünen Blättern schien alle Frische gewichen zu sein. Sie hatte keine Regung des Mitleids für die armen, vernachlässigten Kinder der Natur, sie lächelte glücklich und alle ihre Gedanken wanderten mit Berndt Diebert durch den lauen Frühlingsabend.

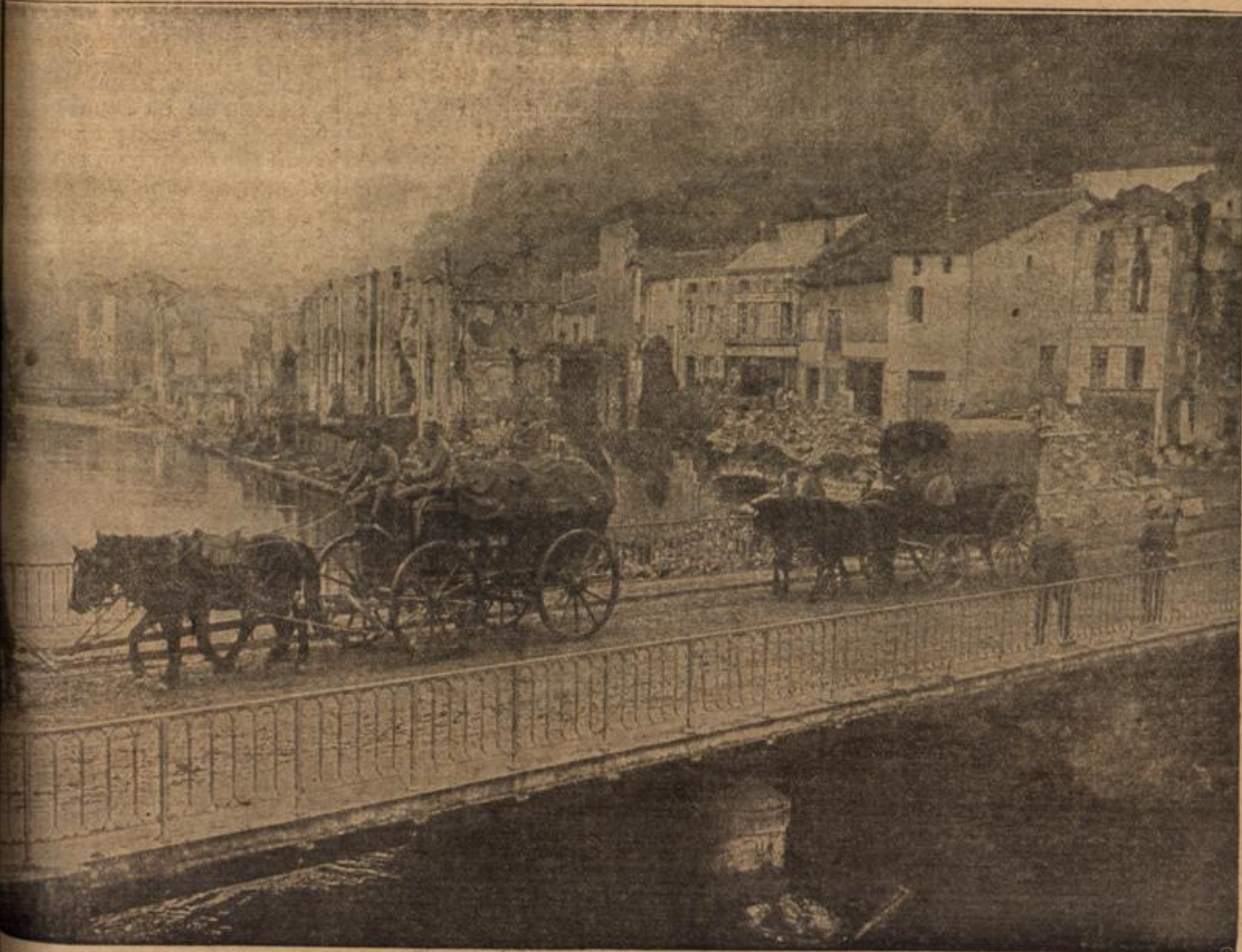
Da, wo sie Abschied genommen, trafen sie sich am nächsten Tag. Alle Blumen blühten und über die Beete flogen die Bienen.

„Hast du deine Predigt?“

denn du und ich, Lisabet, wir beide müssen dafür sorgen, daß die Gemeinde ein Pfingstfest erlebt, das nicht nur aus Essen und Trinken und Kaffeegästen besteht. — Und dann denke an dein Versprechen, ich will es nicht ein zweites Mal fordern.“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Berndt, den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Das ist mein Konfirmationspruch, dein Vater hat ihn mir gegeben.“

Und er soll unser Trautert werden!“ Sie lachten und küßten sich. —



Zerschossene Häuser in der von uns besetzten Stadt Duna an der Raab.

J. Johnein u. Straß.

„Nimm alles leicht, jawohl! Aber nicht mehr als die andern. Berndt — Hör' mal, Lisabet,“ er trat an ihre Seite und sah ihr befehle die Augen. „Glaubst du an mich? Glaubst du nicht?“ „Glaubst du nicht?“ „Glaubst du nicht?“ „Glaubst du nicht?“

„Nein. — Kannst du deinen Gesang?“

„Nein!“

Sie überlegte ein Weilchen, dann sagte sie schmolend: „Ueberhaupt, wie soll ich singen, wenn ich in Angst sein muß um dich! Stell dir vor, ich stehe auf dem Chor und sehe dich auf der Kanzel, sehe vielleicht eine Unruhe in deinem Auge, während mein Verstand bei den Noten und dem Pfingstlied sein muß. Erlebe ich ein Fiasco, bist du schuld!“

Er nahm sie in die Arme und sagte beschwörend: „An mich denke keine Sekunde — d. h. während der Arbeit — ich weiß, daß du mir Ehre machen wirst,

Der Nachmittag verging, der Abend kam. Frau Diebert stellte den Pfingsttuchen, den sie für Berndt bereitgehalten hatte, beiseite; er war nicht gekommen, mit den Eltern die Kaffeestunde einzuhalten. Nun ließ sie den Abendbrottisch decken — wo blieb Berndt?

Als er endlich durch den Vorgarten kam, sah er wieder aus wie einst in seiner Schulzeit, wenn die großen Ferien vor der Tür standen. Auf seinem Antlitz lag ein Leuchten.

Der alte Herr ging mit mühsamen, schlurfenden Schritten durch das Zimmer, so als wolle er seine Kraft proben. Er

sch müde und abgesspannt aus. Nun erst machte sich das Alter recht bemerkbar, nun er seinem Amt nicht mehr nachgehen durfte wie einst. Er dachte an die vielen Festheiligtage, die er am Arbeitstisch gebracht, an manche Stunde der Sorge, die ihm das Gemeinwohl auferlegt hatte. Wie Berndt nun vor ihm stand in seinem kraftvollen Selbstbewußtsein, jung und frisch, legte er ihm die Hand auf die Schulter.

„Willst du die Pfarre haben, mein Junge?“

„Ja, Vater. Und wieder sage ich: mit tausend Freuden!“

Der Alte sah an ihm vorüber; der müde Ausdruck blieb auf seinem Antlitz. Antlitz.

„Ich habe sie von meinem Vater übernommen — vielleicht glückt es auch dir. Nur weiß ich nicht, Berndt, willst du ein Gottesmann bleiben oder willst du noch umkehren zu einem Platz hin, auf dem du dich mehr ausleben kannst? Die Temperamente sind ja so verschieden und das Wirken in der Stille ist nicht jedermanns Sache.“

Berndt hatte ihn ausreden lassen.

„Vater,“ sagte er endlich, „auf mich ist Gnade gekommen. Vertrau' mir. Ich diene mit Fröhlichkeit und will demaleinst meine Gemeinde fühlen lassen, daß ein fröhliches Herz auch stark und weis sein kann.“

Der Alte horchte auf.

„Nun,“ erwiderte er bedächtig, „morgen werden aller Augen auf dich gerichtet sein. Sieh zu, daß du die rechten Worte findest!“

Er ermahnte nicht mehr, er fragte nicht mehr. Er ließ die Dinge gehen wie der Sohn sie gehen hieß. Doch nachts lag er schlaflos, lauschend auf einen Laut aus Berndts Zimmer, der ihm künde, daß man bei der Arbeit sei. Die Stunden rückten vor, es blieb still. Die Nachtigallen schlugen die ganze Nacht, sonst ging kein Schritt, Nirkte kein Fenster. Strahlend in Gold und Klarheit ging die Pfingstsonne auf.

Neun Minuten vor dem Läuten ging Berndt Liebert zur Kirche hinüber. Aber die ihn über die Dorfstraße gehen sahen, wandten die Köpfe. Als er vor den Altar trat, ging eine freudige Feierlichkeit von ihm aus und von seiner Augen Stirn leuchteten kluge Gedanken. Frisch und voll Klang seine Stimme und diejenigen in der Gemeinde, die gerechten Sinnes waren, dachten, daß man sich kein besseres Bild wünschen könne als diesen schönen Menschen im Talar vor dem geschmückten Tisch des Herrn.

Die Orgel spielte und nun schwoll eine Stimme durch den Raum, die das Pfingstlied sang. Berndt stand ganz still mit herabhängenden Armen vor dem Altar, die Augen zu Lisabet erhoben.

Du Himmelslicht laß deinen Schein
Bei uns und in uns mächtig sein
Zu steter Freud und Wonne —

Sie sang inbrünstig, wie ein Gebet und als Berndt die Pfingstgeschichte vorlas, wußte er, daß er reines Herzens hier stand und daß er sich berufen konnte auf die

Worte, die er den Hörern mit in die Feiertagsstunden gab.

„Und wurden alle voll des Heiligen Geistes und sungen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen!“ Der Geist der Liebe, der auferstehen läßt und erlöst, der die Wege weist durch alle Finsternisse und dem Verschmachtenden den Durst löscht. —

Frau Liebert saß auf dem Pfarrstuhl und immer, wenn Berndt davon sprach, daß niemand predigen könne, über den nicht der Geist der Liebe gekommen wäre, daß nur die Liebe das Wort gäbe, das von Herzen kommt und zu Herzen geht, so horchte sie auf und hob die Augen zu dem Sohn, der ihr erschien wie einer, von dem eine Verkürzung ausging. Sie kam mit dem Schwarm aus der Kirche und hörte die Leute sagen, Berndt Liebert verstände sein Amt, es mache froh, Gottes Wort aus einem jungen Munde zu hören und den Glauben aus Augen strahlen zu sehen, in denen das Glück stünde.

Das Glück? Welches Glück?

Sie ging mit den kleinen, trippelnden Schritten, das Gesangbuch in der Hand, so wie sie immer gegangen war, nicht schnell und nicht langsam — doch als sich die Tür des Pfarrhauses hinter ihr schloß, nun niemand mehr ihre Erregung sehen konnte, eilte sie auf den Gatten zu. In ihren Augen standen Tränen und ihre Lippen zitterten.

„Wir haben ihm Unrecht getan, du und ich, wir kennen unser eigen Kind nicht. Er sagte immer, Gott sei mit ihm — Er ist es!“

„Dann muß er aufrichtig und reines Herzens sein und Liebe haben.“

Der Vater stand in der Tür als Berndt nach Hause kam. Er sagte seine Hand und führte ihn über die Schwelle.

„Dien' du weiter in Fröhlichkeit!“ sagte er.

Am Nachmittag kam Dr. Stein und Lisabet. Auf dem Kaffeetisch standen zwei Bergknechtstränze und auf Berndts Untertasse lagen kleine hellblaue Blüten, als er die Obertasse hob.

Er lächelte und legte sie Lisabet auf den weißen Handrücken. Sie nickte ihm zu, einer der Kamerad des andern.

Die Mutter sah das kleine Spiel und dachte wieder an das Glück, von dem die Leute gesprochen hatten.

„Lisabet,“ bat sie, „sing uns nachher ein Lied!“

Berndt machte Vorschläge, aber Lisabet war mit keinem zufrieden. Schon als er vor dem Klavier saß, um die Begleitung auszuführen, beugte sie sich zu seinem Ohr und flüsterte:

„Ich singe das Pfingstlied!“

Und nicht lange, so hallte ihre Stimme wieder von den alten Wänden des Pfarrhauses und Berndt meinte, noch niemals habe jemand so innig gesungen:

Du Himmelslicht, laß deinen Schein
Bei uns und in uns mächtig sein —

Das Herz wurde ihm stolz und weit. „Du meine Braut!“ rief er jubelnd und küßte sie.



Truhe und Schrank

Von A. W.



Bei eingehender Betrachtung uns umgebender Truhen müssen wir zugeben, auf jedem Gebiete sind wir heute als notwendig erscheinend, alle dem greift aber die Mode in der einmal auf diesen oder jenen stand zurück, der als „unbequem“ die Bodenkammer verbannt, aber plötzlich wieder hervorgehoben damit er zwischen allen neuerdings die Truhe wieder gekommen, die, im Grunde genommen eigentlich ein wenig bequemes so daß wir eigentlich froh und mühten, jetzt dafür den Schrank. Muß man doch häufig genug den Inhalt der Truhe herausnehmen, der gewünschte Gegenstand zu unten liegt.

Die Truhe war eben als der auch der primitivste Aufbewahrung Kleidungsstücke der Altvordern, großen und zwei kleineren, sammengefügt, gleichen die erste Sarge. Augenscheinlich hat auch als Vorbild für das andere, den verschiedenen Ausgrabungen soll man sich deshalb zuerst klar gewesen sein, ob es sich um oder Leichenkisten handelte.

Die ersten Truhen hatten einen Deckel, der meist nur bis zur Öffnung werden konnten, ähnlich Spielzeugkästen späterer Zeiten. Wollte man den Inhalt der Truhe den Blicken Unberufener schützen, klebte man sie mit Wachs auf Erde und drückte auf dieses mit besonderen Zeichen verzeichnete Fläche eines Ringes.

Später wurden die Bretter mit Eisenbändern zusammengeklebt, als man dann darauf versiel, mit gewölbtem Deckel zu versehen die Seiten- und Vorderwände lerei oder Schnitzerei zu verfertigte man auch sehr bald, die kunstvoller zu gestalten. Als anfang eine Rolle zu spielen, nur der Mechanismus immer, sondern das Schloß an sich immer lerischer gearbeitet.

Einfacher blieben die Truhen, die an Stelle der jetzt üblichen benutzt wurden, und die in der heute in einzelnen Gegenden noch als es hier und da noch Braut gibt einer Braut in eine Truhe packen und so in die neue Welt senden.

Eine praktischere Zeit veranlaßte dann die Truhe auch als Schrank. An Stelle des gewölbten trat die flache Deckel, an den sich eine

Muschmückung wurde wieder die Truhe wirkte lediglich durch Überlegung; besonders in Deutschland man die schlichte Kastenform bilden man sie in Italien, der Renaissance, den Carlotten, stellte sie auf Löwenfüße mehr.

Im siebzehnten Jahrhunderts vornehmlich darauf, die Kleider zu legen, sondern aufzuhängen in Handtüchern, die man mit lang verhängte. Auch als man "Kantente" fertigte, wurden diese schwebende Mischen gestellt. Die Kante gleichen zwei übereinander liegen, doch war ein bequemer über den Inhalt gegeben, sich rechts und links öffneten, Kleidungsstücke nicht mehr aufrecht zu werden brauchten. Es zum Aufbewahren von Gegenständen, wurden mit übereinander gestrichelt versehen. — In Frankreich für die Wäsche die Kommode, insofern bequemer als die weil man die einzelnen Schilde konnte, und nicht mehr in einem, von dem schweren Truhengängen zu werden.

Die nach vervollkommenen sich Schränke noch mehr. Ferner architektonische Aufbau eine wichtige Rolle, besonders bei sogenannten Schränken, zu denen man "rechnet. Jetzt giebt es Schränke von großen und kleinen. Die modernsten unter den Schränken sind halb für Kleider, halb mit zahlreichen Schließern, so daß sich alles auf's Übersteigt, und ein sofortiges Herbeigefahren gesuchten Gegenstandes. Das neue Geschlecht nimmt so viel Zeit zum Aus- und Einlegen es das Aufbewahren in Schränke. Darum wurde der Schrank sehr praktische "Reisekoffer" ersetzt. Ja, zu Schränken ein "Schrankkoffer" Frau begleiten. Und nun, als plötzlich die alte Truhe erhebt, wird emsig nach die Besorgung, und ein Jeder befreit mit solchem "Erbstück". Im Grunde genommen ist "Schrank" aber besser, weil man auf dem Wege des Schrankes ihm gelangte.

Stedungsgefahr! Sie kommen direkt vom Schlachtfeld! Sind kaum gewaschen und verbunden! Sind schmutzig und riechen nach Apotheke . . . O ja, es ist eine Zumutung für das reisende Publikum! —

"Wenn Sie es so empfinden . . .", entgegnete ich. Und sie wurde still. Worauf ihr Mann sagte: Auch ich kann es nicht verstehen. Unsere Bahnverwaltung ist doch sonst . . ."

Sonst! Hat es das jemals gegeben, dieses Sonst? Wir denken stets an den Krieg, haben uns schon eingelebt, daß wir vergessen haben, daß es jemals anders war! Nur hoffen wir, daß es anders wird! Wieder! Obwohl uns dieses Weltgeschick-Machen eigentlich doch behagt. Uns, die wir keine Philister sind.

Sonst! Freilich, da fuhr man ungestört (wen stört das Rattern des fahrenden Zuges!) und schweigend-gelangweilt von Nord nach Süd und Ost nach West. Man sah und fuhr. So wie man an seinem Schreibtisch sitzt und arbeitet.

Heute ist das Bahnfahren wieder einigermassen zum Reisen geworden. Es ist wieder mühsamer und anstrengender — dafür aber auch interessanter. Während unsere Bahnfahrer sonst keinen andern Zweck hatte als die Ueberwindung der Strecke, haben heute diese Stunden einen Inhalt für uns bekommen. Wir hören und sehen im Zuge mehr vom Kriege als in unseren Städten. Was natürlich nichts ist für zartempfindende Damen.

Heute sind unsere Züge überfüllt mit Verwundeten und Verbundenen. Mit Helmen, die für uns, die wir nach wie vor in Federbetten schlafen und zu festgeheften Zeiten zu Mittag und zu Abend essen, hinausgezogen sind und geblutet haben. Die verdienen, daß sie von eben diesen Damen verhätschelt werden. Auch in ungewaschenem Zustand. Denn Helmenverehrung ist Beruf des Weibes. —

Sie stehen herum auf allen Bahnhöfen und warten auf den D-Zug, der sie ans Ziel bringen soll. Damit sie endlich zur Heilung ins Lazarett kommen können. Seit fünf Tagen sind sie schon unterwegs! Haben fünf Tage lang in Viehwagen auf Stroh gelegen! Und sind alle verwundet. Und haben alle Schmerzen.

Endlich haben sie die Möglichkeit, sich in weiche Polster zu setzen; bald die zur Ordnung nötige Ruhe zu bekommen! Ruhe! So mancher muß im Lazarett noch operiert werden. Hat noch Kugeln und Schrapnellsplitter im Leibe. Verliert vielleicht noch im Lazarett Arm oder Bein oder gar sein Leben.

Sie sind sehr vornehme Reisende; auch wenn sie keine Fahrkarte zweiter Klasse gelöst haben wie wir — ihnen gebührt jeder Sitzplatz! Denn sie haben für uns draußen gestanden — dort wo die Kugeln flogen und die Hölle los ist. Wenn sie auch erdige Stiefel und blutige Kleider haben: sie lagen für uns wochenlang auf schmutziger Erde und haben für uns geblutet. Sie haben ihre Pflicht getan — für uns, die keine Pflicht haben oder tun können . . . Aufstehen! Sitzen lassen!

Es ist keine Zumutung für uns, mit ihnen zu fahren. Es ist eine Ehre! Auch wenn sie nach Zodoform riechen. Wieviel tausendmal wertvoller sind sie als wir heute! Gesundheit, Kraft und Mut haben

sie! Sie, deren höchstes Lob heißt: Sie haben nicht mehr als ihre Pflicht getan. Verachtet uns nicht, weil wir unsere Pflicht nicht tun können! —

Sich mit ihnen zu unterhalten, ist ein Vergnügen, das die Unannehmlichkeit des Zodoformgeruches vollkommen neutralisiert. Das persönliche Erlebnis ist immer wertvoll. Aber nicht nur für den Erzähler — auch für den Zuhörer.

Und so erzählen sie denn ihre Erlebnisse, aus denen hervorgeht, daß sie mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit "gearbeitet" haben. So z. B. bohrte sich dem Einen eine Kugel durch die rechte Hand als er im Schützengraben lag. Er schoß trotzdem noch solange weiter, bis der Blutverlust seinen Arm sinken ließ . . . Dann kroch er Kilometerweit auf allen Vieren durch Kartoffelfelder zurück zum Verbandplatz — über sich die feindlichen Kugeln vorbeischießen hörend . . .

Und jeder erzählte so seine Erlebnisse. Und alle Andern stimmten bei. Sie alle haben so ziemlich die gleichen Erfahrungen gemacht vor dem Feinde. Am Verbandplatz haben sie sich zusammen gefunden. Und kennen einander doch schon so gut. Wie Leute, die gemeinsam dem Tod ins Antlitz geschaut haben . . . Denn das verbirgt — das Bewußtsein der Menschenschwäche. Während vermeintliche Stärke entzweit . . .

Kameraden . . . Lauter Leute, denen das Glück hold war: Einen Schritt mehr rechts, einen Schritt weiter links — und der Schuß wäre durchs Herz und nicht durch den Arm gegangen . . . Und hätte der Eine sich nicht herumgedreht, dann hätte er die Schrapnellsplitter im Unterleib; jetzt kann er nur nicht sehen . . . Nur! . . . Man macht ihm Platz; er darf sich legen. —

Und so verfliegt die Zeit. Auf jeder Station kommen neue Verwundete. Hier und da steht einer, den schon das Eiserne Kreuz schmückt. Er trägt mit doppeltem Stolz seinen Arm in der Binde. — Auch verwundete Offiziere kommen vorbei und unterhalten sich kameradschaftlich mit den Soldaten. Was könnte jetzt dem Respekt schaden! Jetzt, nachdem man gemeinsam gekämpft und gelitten hat, Mensch neben Mensch!

Auf jeder Station werden die Soldaten bewirtet. Auch in der Nacht. Von Frauen und Mädchen, die "sonst" nie geglaubt hätten, daß es möglich ist, ohne Gut im Bahnhof zu stehen . . . Sonst . . . Heute merkt man nichts von Standesunterschieden. Heute sieht man nur Menschlichkeit . . . Und etwas davon bleibt vielleicht doch und überdauert den Krieg . . . Es könnte auch im Frieden zieren . . .

Pfingstspruch 1916.

O du Geist der engen Liebe,
Geist der Gottesritterschaft,
Wollest pfingstlich uns durchglücken
Mit den Strömen deiner Kraft,
Daß die deutschen Waffen strahlen
Siegeseignet, heiliger Geist,
Und du dann dem Friedensvolle
Seiner Seele Sonne seist!

Waldschmidt Dr. 1916

Heute im D-Zug.

Dr. S. Verberich.

eine Rücksichtslosigkeit von der Bahnverwaltung", sagte die hübsche Frau, die mit einem Mann und Kind und einem Koffer im gleichen Abteil bei aller Hochachtung vor dem Heere — aber — den man doch besondere Wagen benutze doch nur an die An-

Ernst und Scherz

Friedrich der Große und Joseph II. Als Friedrich bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser diesen die Treppe hinaufführte, weigerte sich Joseph, voranzugehen. Nachdem beide einen Augenblick stehen geblieben, weil einer dem andern den Vorrang lassen wollte, sagte der Kaiser: „O, Sire! Wenn Sie anfangen, mit mir zu manövrieren, so ziehe ich den Kürzeren, und ich muß gehen, wohin Sie mich haben wollen!“ Und damit ging er voran.

Die Bodagrafstiefel. Als Karl V. vor dem Kurfürsten Moriz von Sachsen aus Innsbruck flüchten mußte, hatte ein Dieb seine mit Pelz gefütterten Bodagrafstiefel gestohlen. Die Diener des Kaisers verfluchten den Verbrecher; der Monarch bemerkte aber lächelnd: „Ich wünsche ihm nichts, als daß die Stiefel ihm baldigst passen mögen.“

Da Lehner Girgl als Zeuge. Richter: „Also Lehner Girgl, wie war das mit der Kauferei mit dem Seppel und dem Giasl? Was hast du g'hört und g'feh'n?“ — Girgl: „Nign woach i und g'feh'n hab' i a' nign.“ — Richter: „Sooo? dann wirst eing'sperret, denn du bist daneben geseffen, wie geraust wurde.“ — Girgl: „Schon, schon! Aba — i hab' — all's vergesse!“ — Richter: „Soool du willst also nicht aussagen! Gut dann nehm' ich dich in Haft. Du weißt sehr gut, wer ang'fangt hat und

wer zuerst auf'n Andern hing'haut hat.“ — Girgl (nimmt einen Anlauf): „Also, so wars: n'erscht hat der Dan hi'g'haut am Andern, und dann hat der Ander' auf den Dan' aa hi'g'haut. Welcher aba o'g'fangt hat, dös woach i auf Ehr und Seligkeit nöt. Da Seppel is g'wiß nöt g'wen und da Giasl scho' gar nöt!!!“

In Andalusien gibt es einen Fluß, der wegen seiner, dem Topas gleichenden gelben Farbe el Tinto genannt wird. Sein Wasser hat eine äußerst sonderbare Eigenschaft. Wenn ein Stein hineinfällt und auf einem anderen Steine liegen bleibt, schweißen sie in Zeit von einem Jahr vollständig zusammen. Auf dem Boden, den das Wasser bespült, wächst kein Gras, und kein Fisch kann in seinen Wellen leben. Dieser Fluß entspringt in der Sierra Morena, und behält seine sonderbaren Eigenschaften, bis andere Gewässer sich mit ihm vereinen.

Eine Brangel-Anekdote. Die Adjutanten speisten regelmäßig an der Tafel des Oberbefehlshabers in den Marken und waren allerdings mit dem durchaus einfachen Essen nicht sehr zufrieden, aber der treffliche Vorbeurg behagte ihnen desto mehr. Ein junger Rittmeister v. W. fand besonderes Gefallen an dem Getränk und sprach der „Milch des Alters“ kräftig zu. Als Brangel bemerkte, daß Herr v. W. möglichst oft das Glas leerte, sagte er schmunzelnd: „W., laß man sin, der hält sich!“

Eine Ausrüstung. Im Jahre 1328 verbanden sich die Städte Halberstadt, Quedlinburg und Uchersleben zu einer wechselseitigen Hilfe gegen einen gemein-

schaftlichen Feind: Halberstadt 10 Mann auf Ochsen und 10 Hengsten, Quedlinburg 10 Ochsen und 5 Mann auf Pferd Feld stellen.

Dritt. „Sag mal, Konrad Börners Frau deine Jugendliebe?“ — „Gewiß, ja, und ich war sehr als er sie heiratete.“ — „Sag sagt jetzt ganz dasselbe.“

Wert einer Kartoffel. Ein scher Professor hat sich der Mühen, den Wert derjenigen Kartoffeln zu berechnen, welche nach Verteilung der Kartoffeln übrig bleiben die einzige böte die Möglichkeit, zer Frist die ganze Welt wieder feln zu versehen. Der Wert der übrig gebliebenen Kartoffel müßte kolossal sein.

Rätsel-Ecke

Verschiede-Rätsel.

Erbfeind, Buehns, Kirgiss, Magdeburg, Sofia, Entente, London

Die vorstehenden Wörter sind Kettenfolge untereinander zu schreiben so zu verschleiden, daß zwei befindliche senkrechte Ketten einen Staat und dessen König benennen.

Zusammensch-Aufgabe



Die 6 Teile des Namens sind in das Quadrat zusammenzusetzen.

Gitter-Rätsel.



Die Buchstaben in dem Gitter stellen, daß die Längsbalken ergeben: 2. Sezhafter Staatsangehöriger, General — die Querbalken: 1. 2. Bestandteil des tierischen Körpers für einen ehrgeizigen Mensch.

Auflösungen folgen in nächster Nummer. Auflösungen aus voriger Nummer des Umstellrätsels: Edam, Madras, rätself: Erbse, Serbe; des Ergänzungsrätsels: 1. Bogen — bogen, 2. Weichen — Vagen — Vagen, 4. Weichen — die Fildentöne schon beibringen.

Kachdruck aus dem Anhalt & Co.

Verantwortlicher Redakteur A. H. Druck: Börling & Kadenbach & Co. u. a.



Jung Deutschland zur See.

„Herr Kapteen, bitte, nehmen Sie mich an! Ich habe Talent zum Tauchboot, ich bin schon zweimal in den Kanal gefallen!“

Auf dem... blicher... Bestlich... alle fort... im Höhen... Kapite-W... stellungen... Westlich... ostpreu... das... Maschin... Die Ge... genen be... Auf den... Patrouille... blichen... Desfil... Bei der... utung er... Große... Beiden... Die geste... llich des... and 7 M... Besili... Patrouille... rang, 1... Sübli... undungs... ge gerför... über 100... Hinengen... Nicht... G r... In der... Deutsche... (F... Nicht... Madame... abziehen... Untersuch... denn nie... legung... wohner... in streng... Offizier... suchten... anderen... Eam... Wirtscha... Patroui... dem Ho... der ein... herrschte... Die... durch di... ein laut... zuweisen... der Her... würde... Die... jedesma... von de... Pfalzbu... und bot... „Es

„Südsteiner Zeitung“

Nr. 70.

Samstag, den 10. Juni.

1916.

Ein Patrouillenritt.

Novelle von D. Elster.

(Nachdruck verboten.)

8) „Es ist eine Meldung eingelaufen, daß sich in den Vogesen Banden von Franktireurs zu bilden beginnen, die versuchen wollen, Patrouillen und kleinere Abteilungen unserer Armee zu überfallen und zu ermorden. Auch hier in den Tälern von Pfalzburg und Lüzelsburg hat man bereits derartige Banden bemerkt. Haben Sie, Frau Baronin, Kenntnis davon?“

„Nein, mein Herr“, entgegnete Frau von Brulange, indem sie leicht erblaßte. Ich habe nur erfahren, daß sich aus den umliegenden Gebirgsdörfern einige Burschen zu der französischen Armee geseligen haben um dort Dienste zu nehmen.“

„Das kann ich ihnen nicht verwehren. Ich bitte Sie indessen, Frau Baronin, soweit es in Ihrer Kraft steht, dahin wirken zu wollen, daß derartige Banden hier nicht gebildet werden. Wir werden mit der ganzen Strenge des Kriegsrechts gegen diese Leute vorgehen, die wir nicht als unsere rechtmäßigen Gegner anerkennen wollen. Wir betrachten sie als Räuber und Banditen, die unsere Patrouillen aus feigem Hinterhalt überfallen. Wenn einer jener Burschen uns in die Hände fällt, so wird er erschossen werden. Der Ort aber, Madame, in dem auf unsere Truppen geschossen wird, wird sich einer empfindlichen Strafe aussetzen.“

„Weshalb sagen Sie mir das alles, mein Herr?“

„Damit sie den Bewohnern der umliegenden Ortschaften dies kund geben und sie warnen können. Im übrigen werde ich hier auf dem Schloß eine kleine Abteilung zurücklassen, welchem die Ueberwachung dieses Teiles des Gebirges übertragen ist. Ich selbst, Madame, werde mit meinem Korps in Lüzelsburg Quartier nehmen.“

Der Oberstleutnant wollte sich nach flüchtiger Verbeugung entfernen, als die Tür des Gemaches hastig geöffnet und ein junger Offizier in Begleitung der alten Madeleine eintrat.

„Herr Oberstleutnant“, wandte sich der junge Offizier, augenscheinlich in großer Aufregung, an den älteren Kameraden. „Die Soldaten haben in dem Stall einen eigentümlichen Hund gemacht. . . . Zaum und Sattelzeug eines preußischen Offizierspferdes.“

„Ah — nicht möglich!“

„Allerdings. Und die Schabrake — es ist die eines Husarenoffiziers — sowie der Sattel sind blutbeschmutzt.“

„Ich will mir die Sachen selbst ansehen. — Kommen Sie!“

Der Oberstleutnant eilte mit dem jungen Offizier, seinem Adjutanten, fort, ohne auf die bleichen, erschredten Gesichter der Damen zu achten, welche die deutsche Unterhaltung der beiden Offiziere sehr wohl verstanden hatten. — Henriette fand zuerst die Sprache wieder.

„Ich glaube“, sprach sie in stolzer Ruhe, „daß wir nichts zu fürchten haben. Wir werden den deutschen Offizieren erzählen, woher dieses blutige Sattelzeug stammt und Leutnant von Trott, der schon längst wieder seinen Truppenteil erreicht haben muß, wird unsere Erzählung bestätigen.“

„Du hast recht“, entgegnete die Baronin aufatmend, aber wie lange wird es dauern, bis Nachricht von Herrn von Trott kommt! Wer weiß, wo er sich befindet? — Und so lange stehen wir unter einem entsetzlichen Verdacht. Der alte Offizier schien mir gerade keinen rücksichtsvollen Charakter zu besitzen. O, dieser schreckliche Krieg!“

Sie begann leise zu weinen. Lucie schmiegte sich in ihre Arme und versuchte sie zu trösten, während Henriette gedankenvoll in den Park hinausah und Madeleine die Schürze an die überquellenden Augen drückte.

„Ich habe eine entsetzliche Angst, Madame“, schluchzte die alte Dienerin. „Der Francois hat in der Küche erzählt, daß sich die Burschen der umliegenden Gebirgsdörfer zusammengerottet haben und jeden Preußen totschießen wollen, der ihnen in die Hände fällt. Wenn nun Monsieur Trott diesen Leuten begegnet wäre . . .“

Mit einer hastigen Bewegung wandte sich Henriette um und rief: „Sprich nicht so dummes Zeug Madeleine! Herr von Trott saß auf einem guten, schnellen Pferde, er konnte jenen Burschen wohl enttrinnen, falls sie ihm in den Weg kamen. Und sprich nicht solche Dinge, daß es die Preußen hören! Du könntest deinen Landsleuten damit einen sehr schlechten Dienst erweisen.“

„Ja, Mademoiselle“, erwiderte die Dienerin, „ich will stumm sein wie das Grab, o mon dieu, mon dieu!“

Der Oberstleutnant und sein Adjutant traten wieder in das Zimmer. Mehrere Soldaten folgten, welche das Zaumzeug Brunos trugen. Des alten Offiziers Antlitz war von einem finsternen Ernste, als er sagte:

„Ich muß Sie noch einmal stören, Frau Baronin. Ich weiß nicht, ob Sie die Worte, welche vorhin mein Adjutant mir sagte, verstanden haben.“ . . .

„Ja, mein Herr“, entgegnete Frau von Brulange, „ich verstehe die deutsche Sprache.“

„Am so besser, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, um was es sich handelt. Wollen Sie mir gefälligst Aufklärung geben, wie dieses blutbesleckte Sattelzeug eines preußischen Offiziers in Ihr Haus kommt?“

„Sehr gern“, sprach die Baronin, und ein süchtiges Lächeln huschte über ihr hübsches Matronenantlitz.

Dann erzählte sie die Vorfälle der letzten Tage. „Herr von Trott“, so schloß sie, „war ein Bekannter von uns, mit dem wir in diesem Sommer in Baden-Baden viel verkehrt haben. Als der Zufall mir ihn verwundet, zum Tode matt, in das Haus brachte, freute ich mich aufrichtig, ihm Gastfreundschaft erweisen zu können. Gestern morgen ist Herr von Trott dann wieder fortgeritten und zwar in der Richtung nach Zabern.“

„Sie sagten, Madame, daß Herr von Trotts Pferd eingegangen sei. Wie konnte er wieder fortreiten? Auch sein Sattelzeug ist ja noch hier!“

„Ich stellte ihm ein Pferd aus meinem Stalle zur Verfügung . . .“

„Ah?! Frau Baronin, Ihr Wort in Ehren, aber dieser Edelmut, einem Feinde gegenüber . . .“

„Herr von Trott war nicht unser Feind. Es nahte sich dem Schlosse eine französische Patrouille. Wir wollten Herrn von Trott nicht in Gefangenschaft geraten lassen, deshalb gaben wir ihm das Pferd . . .“

Der alte Offizier schüttelte den grauen Kopf.

„Das verstehe ein anderer“, murmelte er in den Bart. In diesem Augenblicke trat Henriette vor. Ihr Antlitz war bleich, ihre Augen lohten in einem stillen düsteren Feuer.

„Sie werden unseren Worten Glauben schenken, mein Herr!“ sprach sie mit leise bebender Stimme. „Wir gaben das Pferd nicht freiwillig, Herr von Trott forderte es, und was konnten wir gegen diese Forderung eines Feindes machen? Wir mußten sie einfach bewilligen.“

Madame de Brulange sah erstaunt auf ihre Tochter. Sie begriff nicht, weshalb Henriette diese Unwahrheit sagte. Der Oberstleutnant aber entgegnete:

„Das klingt allerdings wahrscheinlicher, mein Fräulein.“

„Uebrigens“, fuhr Henriette fort, und es zuckte fast spöttisch um ihre Lippen, „können Sie bei dem Truppenteil des Herrn von Trott anfragen lassen. Der Herr wird Ihnen unsere Erzählung bestätigen. Vielleicht genügt auch eine Anfrage im Hotel „au cheval noir“ in Zabern. Dort wollte Herr von Trott das uns entliehene Pferd einstellen . . .“

„Gut, mein Fräulein“, erwiderte mit leichtem, höflichem Lächeln der alte Offizier, „es soll geschehen, wie Sie wünschen. Ich werde einen Bericht an das Oberkommando senden, zugleich aber auch eine Patrouille nach Zabern, um in dem Hotel Erkundigungen einzuziehen zu lassen. Im übrigen bitte ich um Verzeihung, wenn ich Sie ersuchen muß, bis zum Eintreffen der Aufklärung dieses seltsamen Vorfalles Ihre Zimmer und das Schloß nicht zu verlassen. Dieses Ersuchen gilt auch für sämtliche Bewohner des Schlosses, die ich allerdings noch vernehmen und streng überwachen werde. — Ich habe die Ehre, meine Damen.“

Die deutschen Soldaten entfernten sich.

„Weshalb sagtest du die Unwahrheit, Henriette?“

„Weil es mich schmachvoll dünkte“, entgegnete das junge Mädchen stolz, „vor den Feinden unseres Vaterlandes belennen zu müssen, daß die Flucht jenes Offiziers unterstützten.“

„Aber du machtest doch selber den Vorschlag“, fest preßten sich die Lippen Henriettens zusammen. Zwischen ihren Augenbrauen erschien ein finsterner Zug, die schmalen Hände ballten sich zur Faust und gewaltsam stieß sie hervor: „Ich bereue es, jenen Vorschlag gemacht zu haben. Ich verachte mich.“

Stolz emporgerichteten Hauptes verließ sie das Gemach, um sich in die Einsamkeit ihrer Zimmer zurückzuziehen.

Die Vernehmung der übrigen Hausgenossen ergab nichts wesentlich Neues.

Der Kutscher Francois wußte überhaupt nichts auszusagen, da er an jenem Tage abwesend gewesen sei; Andre, der alte Gärtner, bestätigte indessen die Aussagen der Damen in vollem Umfange und fügte noch hinzu, daß Herr von Trott in einem weißen französischen Kürassiermantel und einem französischen Käppi bekleidet fortgeritten sei. Die französische Patrouille habe ihn für einen französischen Offizier gehalten und ihn unbehelligt gelassen.

Oberstleutnant Basedow, der Führer des Detachements, konnte aus der Geschichte nicht klug werden, wie er dem schlau lächelnden Adjutanten Leutnant Kramer, versicherte.

Der Letztere jedoch meinte:

„Ich wußte schon des Rätsels Lösung, Herr Oberstleutnant. Haben Herr Oberstleutnant nicht die Verlegenheit der Damen bemerkt? Hauptlächlich Mademoiselle Henriette schien in tiefer, seelischer Erregung; ich glaube, Mademoiselle Henriette steht Leutnant von Trott näher, als auf den ersten Blick zu erkennen ist . . .“

„Ah, Sie meinen . . .“

„Ich meine, daß zwischen Fräulein de Brulange und Leutnant von Trott ein intimes Verhältnis besteht, das sich schon in Baden-Baden anknüpfte. Deshalb ließ man auch den preußischen Offizier entfliehen, als sich die französische Patrouille nahte.“

„Sie können recht haben“, rief lachend der alte Kommandeur. „Ja, das ist des Rätsels Lösung! 's ist stets die alte Geschichte: Cherchez la femme! Aber wir müssen die Angelegenheit vollkommen aufklären. Ich werde mit einer Kompagnie hier bleiben; das übrige Detachement kann unter Führung des Hauptmann von Schraningen den Marsch nach Lüzelsburg fortsetzen. Sie, Herr Adjutant, reiten nach Zabern zurück und ziehen im „Cheval noir“ Erkundigungen ein. In drei Stunden können Sie wieder zurück sein. Die Kompagnie des Hauptmanns von Werbau bleibt vorläufig hier. Ordnen Sie das Nötige an und reiten Sie dann nach Zabern!“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!“

„Die Bewohner des Schlosses bleiben unter dessen noch unter strenger Aufsicht.“

„Sehr wohl!“

(Fortsetzung folgt.)